

Nahezu völlig entgleist aber ist der Verfasser in jenem Teil, der sich mit dem Knollenblätterpilz im Sinne der *Amanita phalloides* befaßt. Mangelhaft sind die trennenden Merkmale zwischen unserem gefährlichsten Giftpilz und dem Champignon (dieser als Gattung gesehen) herausgearbeitet. Von ersterem bespricht er nur „die knollige Auftreibung des Stieles“ als arteigenes Merkmal, nicht aber die lappige Scheide um den auffallend gewulsteten Stiel, die in Zweifelsfällen bei halbwegs und voll entwickelten Stücken den Ausschlag gibt, weil sie der gesamten Gattung Champignon fehlt.

Von den Egerlingen hebt Dr. Mangel generell rosa- bis braunrote Lamellen hervor. Jeder Pilzbeflissene aber weiß, daß Egerlinge in frühester Jugend, bevor noch Sporen reifen, fast weiße Lamellen besitzen, daß diese ferner bei bestimmten Arten, z. B. beim Schafchampignon auch lange Zeit hell bleiben und niemals rosa aufblühen. Dr. Mangel gedenkt auch nicht jenes Albino oder Weißlings, einer Variante der *Amanita phalloides*, die in der Pilzkunde auch als eigene Art, als *Amanita verna*, umgeht, und wegen ihrer abirrenden Färbung bei Nichtbeachtung der charakteristischen Stielbasis größte Ähnlichkeit mit Champignons haben kann, zumal Schafchampignon und *Amanita phalloides* bzw. *verna* gar nicht allzu selten listig und tückisch nebeneinander stehen können.

Ganz abwegig ist die Angabe, daß die Blätter der *Amanita phalloides* „in den Stiel übergehen“. Gerade das Gegenteil ist richtig. Alle Wulstlinge sind weißsporige Blätterpilze mit absolut freien Lamellen.

So liegen die Dinge in wahrheitsgetreuer Wirklichkeit. Morphologische Unstimmigkeiten, wie sie im Aufsatz Dr. Mangels zu finden sind, sollten nicht veröffentlicht werden, vor allem nicht in einer medizinischen Fachzeitschrift. Sie liegen hart an der Grenze des Pilzunsinns. Sie klären den fortbildungswilligen Arzt, der infolge seiner an sich schon vielseitigen Studien nicht auch noch Pilzwissenschaftler sein kann, nicht auf, sondern verwirren mehr oder weniger oder führen schlechthin in den Irrtum.

Dies zu verhindern, übte ich an dem Beitrag „Pilzvergiftungen“ von Dr. Mangel Kritik, aber nur Kritik aus reiner Notwendigkeit.

Die Therapie bei Pilzvergiftungen durch den Pantherpilz und den Grünen Knollenblätterpilz — vom Autor sehr eingehend behandelt — zu beurteilen, halte ich mich nicht für zuständig; doch nehme ich im guten Glauben an, daß Dr. Mangel von der Therapie mehr und Besseres weiß als von der Mykologie.

Was wir nicht lesen wollen

Von Dr. E. H. Benedix, Dresden

Videant consules, ne quid
res publica detrimenti capiat!

Im Kampf gegen die Pilzvergiftungen fällt auch der Tagespresse und den einschlägigen Zeitschriften eine sehr wichtige Aufgabe zu. Denn nicht jeder Pilzfreund ist — finanziell oder zeitlich — in der Lage, sich an Hand eines größeren Fachbuches in den Stoff einzuarbeiten. Dagegen werden Einzelhinweise und kürzere Aufsätze über pilzkundliche Tagesfragen erfahrungsgemäß auch von eiligen Leuten gelesen und prägen sich gerade dem Laien meist leichter ein als der zusammenhängende Wissensstoff eines Buches. Hier tragen deshalb die Tageszeitungen als diejenigen Druckschriften, die zu den breitesten Volkskreisen vordringen, eine besondere Verantwortung; und es erwächst ihnen daraus die Aufgabe, für höchste sachliche Zuverlässigkeit ihrer Pilzveröffentlichungen zu sorgen. Dies soll keineswegs heißen, daß jeder verantwortliche Schriftleiter gleichzeitig ein Pilzkenner sein müsse; denn schließlich ist eine Tageszeitung kein pilzkundliches Fachblatt. Um so mehr aber hat jeder Schriftleiter gegenüber der Allgemeinheit die Pflicht, kein Pilzmanuskript in Druck gehen zu lassen, das nicht von einem wirklichen Sachkenner verfaßt ist oder wenigstens von einem solchen überprüft wurde! Wie oft jedoch dieser Grundsatz gerade von der Tagespresse vernachlässigt wird, hat F. Kallenbach in den früheren Jahrgängen der „Zeitschrift für Pilzkunde“ wiederholt angeprangert. Und die nachstehenden Kostproben journalistischer Pilz„aufklärung“

dürften beweisen, daß es auch heute wieder nötig ist, mit aller Deutlichkeit darzulegen, was wir nicht lesen wollen.

Ein Teil dieser Entgleisungen besteht zwar aus Kleinigkeiten, die besser in eine Witzzecke gehören; doch gerade sie sind so überaus kennzeichnend für die unbekümmerte Art, mit der auch weit schwerer wiegende Pilzrrtümer durch die Presse in die Welt gesetzt werden. So konnte zum Beispiel F. V. im „Sächsischen Tageblatt“ vom 13. 8. 1946 die „Gründlichkeit“ seines Pilzwissens — und damit seine fachliche „Berechtigung“, Pilzartikel zu schreiben! — nicht besser aufzeigen als durch die Feststellung (Sperrdruck von mir),

„daß es mindestens zwei Blätterpilze gibt, die zu den besten eßbaren Arten gehören, wie der Champignon und der Gelbling oder Pfifferling.“

F. V. zählt vermutlich zu denjenigen Sammlern, die überzeugt sind, „alle Pilze“ zu kennen ...

Einen ähnlichen Umfang redaktioneller Pilz„kenntnis“ offenbart die folgende Nachricht, die die „Abendpost“ (Weimar) am 9. 8. 1947 aus Elsterberg i. Vogtl. veröffentlichte:

„Eine Umsiedlerin fand im Walde einen Riesensporling von 70 Pfund Gewicht. Es handelte sich um einen Riesensporling, dessen zähes Fleisch gewöhnlich als ungenießbar bezeichnet wird ...“

Nichts gegen die 70 Pfund; sie sind einem erwachsenen Riesensporling durchaus zuzutrauen. Einen solchen aber kannte die Weimarer „Abendpost“ offenbar ebensowenig wie das „Sächsische Tageblatt“, das den gleichen Pilz in der gleichen (anscheinend zentral ausgegebenen) Nachricht sogar zum „Riesensporling“ beförderte! Die Meldung war übrigens bei den Lokalnachrichten und nicht im Sportteil untergebracht ...

Ähnlich und gleichfalls auf der Lokalseite (statt in der Rätsecke) berichtet „Der Freie Bauer“ am 5. 9. 1948 aus dem Kreis Borna i. Sa.:

„Bei Frohburg wurden zwei Riesenspilze im Gewicht von 28 und 42 Pfund gefunden. Während man den einen dem Kinderheim übergab, wurde der andere von einer fünf Familien starken Hausgemeinschaft verzehrt. Bei den Funden handelte es sich um den seltenen Habichtspilz.“

Wird da nicht auch der höflichste Leser an das bekannte Sprichwort von den „... größten Kartoffeln“ erinnert? Denn Habichtspilze von derartiger Größe dürfte es außerhalb des „Freien Bauern“ nicht geben. Warum also sollte die Redaktion erst noch einen Pilzkenner zu Rate ziehen, der die Funde womöglich für Riesensporlinge erklärt hätte? Im übrigen sind Habichtspilze und Riesensporlinge in Sachen keineswegs selten — doch dieses zu wissen, wäre von einem Berichtersteller, der Porlinge und Stachelpilze zusammenwirft, entschieden zuviel verlangt ...

Ein anderes — buchstäbliches — Irrlicht läßt Gerhard P. in der „Volkszeitung“ (Dresden) vom 26. 9. 1945 seinen Lesern aufgehen. Denn — so meint er —

„der erste Vertreter des Pilzgeschlechtes ist natürlich der fatale, phosphoreszierende Bösewicht, der Knollenblätterschwamm.“

Es wäre sehr angebracht, wenn sich Herr P. einmal Baumstümpfe, die vom Hallimasch infiziert sind, oder Ölbaumseitlinge im Dunkeln ansähe — vielleicht kommt ihm dann eine „Erleuchtung“ ...

Doch in gewissem Sinne versöhnen die vorgenannten Beispiele durch ihren humoristischen Beigeschmack. Sie können wenigstens keinen ernsthaften Schaden anrichten. Anders dagegen, wenn „Hügli“ in der „Täglichen Rundschau“ (Berlin) vom 2. 10. 1946 u. a. das folgende Pilzgespräch wiedergibt (Sperrdruck wie oben von mir):

„Ein Pilz mit rotbraunem Hut und weißem Stiel erregt unsere Aufmerksamkeit.“

„Der ist doch giftig!“ meint jemand, aber eine ältere Frau erwidert: „Nee, das ist der Pfefferpilz, der is'n bißl scharf, aber man kann ihn ruhig nehmen!“

„Speitäubling! Gehört zu den eßbaren Pilzen!“ doziert ein junger Mann, der die einem Lexikon entnommene Pilztafel aus seiner

Jackentasche zieht und nun eifrig das Streitobjekt mit den bunten Abbildungen vergleicht.

Ein junges Mädel gibt dazu folgenden Kommentar: „In Wirklichkeit sehen die Pilze doch ganz anders aus als auf den Bildern. Das haben wir im Walde schon gemerkt.“

Und eine Umsiedlerin meint: „Wenn man wirklich im Zweifel ist, so braucht man den Pilz nur zu kosten; der Champignon schmeckt süß, das weiß ich!“

Hier versagt jede Entschuldigung. Denn wo sollen wir hinkommen, wenn derartiger Wirrwarr, den ein Reporter im Eisenbahnabteil aufsnappt, kritiklos mit Druckerschwärze fixiert wird? Das ist pilzliterarische Girtmischerei, die wir nicht scharf genug ablehnen können! Oder ob „Hügli“ bereit wäre, seine Mixtur an sich selber auszuprobieren, indem er ebenso unbekümmert eine Mahlzeit aus Panther- und Grünen Knollenblätterpilzen verzehrt? Sie „schmecken ja süß“ — er braucht „nur zu kosten“ ...

Und wenn schließlich „-Beli-“ in der „Sächsischen Zeitung“, Jahrgang 1948 (Tag unbek.), über den Grünen (!) Knollenblätterpilz schreibt:

„... Der Hut ist braun, die Lamellen oder Blätter sind weiß ...“ usw., dann wundert man sich ob solcher famosen „Aufklärung“ eigentlich nur noch, daß die Zahl der Vergiftungsfälle nicht größer ist! Es versteht sich am Rande, daß in dem gleichen Artikel der Satanspilz noch für „tödlich“ und der Netzstiellige Hexenröhrling für „sehr giftig“ erklärt werden. Denn Irreführung auf der einen plus Verwirrung auf der anderen Seite ergibt auch eine Gleichung — meint „Beli“.

Als ein Rechenkünstler von ähnlichem Schlage entpuppt sich C. B. im „Sächsischen Tageblatt“ vom 11. 9. 1948, wo er u. a. feststellt:

„... Sehr viele von ihnen sind sogar essbar. Das ist das Erfreuliche an ihnen. Aber leider gibt es erheblich mehr Giftpilze als gute.“

Das heißt in Zahlen ausgedrückt: Etwa 10 lebensgefährliche und 50 schwächere Giftpilze, also rund 60, sollen „erheblich mehr“ sein als ca. 600 anerkannt eßbare Arten ... Wenn das der selige Adam Riese erführe!! — Bei C. B. heißt es dann weiter:

„Denken wir nur einmal an den Krempling, einen durchaus schmackhaften, eßbaren Pilz — wenn er gekocht oder geschmort ist. Im rohen Zustand ist er giftig. Beim Maggipilz ist es gerade umgekehrt.“

Auf Hochdeutsch: „Der Maggipilz ist roh essbar, und gekocht giftig ...“ Dürfen wir Herrn C. B. zu einer Rohkostplatte mit Maggipilzen einladen?

Immerhin soll es zur Ehre des „Sächsischen Tageblattes“ gesagt sein, daß die betr. Fehler wenigstens teilweise richtiggestellt wurden.

Was jedoch „Miehtes“ in der Berliner Zeitung „Telegraf am Abend“ vom 1. 8. 1949 zusammengebraut hat, ist eine Gipfelleistung naiver Verworrenheit. Fast jeder Satz darin ist ein Unfug. Hier einige Proben:

„Wundervoll giftig sieht der Parasolpilz aus. Sein breiter, schmutziger Hut ist mit Schuppen besetzt, darunter die grauen Lamellen, dazu der gleichfarbige hohe, schlanke Stiel. Meistens wächst er im Brombeerge rank.“

Also endlich ein Maßstab, um „Giftpilze“ auf den ersten Blick zu erkennen!!

„Eine Maronenart, deren brauner Hut an den Rändern leicht nach oben schlägt, ist die Ziegenlippe.“

Fehlt eigentlich bloß noch: „Eine Steinpilzgattung ist die Marone ...“

„Fünfzig Arten gibt es vom Täuberling. Hier kommt vornehmlich der rosenrote mit weißem Lamellenfutter und dickem, weißem, kurzem Stiel vor. Sein Hut ist flach gewölbt. Im Hochwald wächst er im Nadelboden oder nadelbeworfenen Gras. Geschmacklich ist er nicht sehr gut. Zum Trocknen aber eignet er sich vortrefflich.“

Fürwahr — ein Zeitungsartikel kann mehr Worte enthalten, als zehn Fachleute verstehen können. Oder vermag ein Spezialkenner zu sagen, über welche Täublingsart der Laie hier „aufgeklärt“ werden sollte? Glücklicherweise hat „Miehtes“ in seinem Aufsatz nur Speisepilze berücksichtigt — doch man stelle sich vor, daß er eines Tages auf die Idee käme, über Giftpilze zu schreiben ...!!

Im übrigen findet sich nicht nur in Tageszeitungen, sondern leider auch in Zeitschriften immer wieder pilzkundlicher Wirrwarr, den wir nicht lesen wollen. Bitte, nicht mißzuverstehen: Eine offene Aussprache von Meinungsverschiedenheiten auf sachlicher Grundlage ist gerade im Zeitschriftenrahmen jederzeit klärend und notwendig. Es ist jedoch undiskutabel und nur geeignet, neue Verwirrung zu stiften, wenn z. B. zwei Coburger Krankenhausärzte in der Zeitschrift „Medizinische Klinik“ (Heft 6/1949) allen Ernstes behaupten, daß — im Jahre 1949!! — „der Pantherpilz in vielen Pilzbüchern und bei versierten Pilzkennern für ungiftig“ gelte! Aus dem Umstand, daß die Patientenangaben, „seit Jahren Pantherpilze ohne Schaden genossen“ zu haben, und daß die giftigen Pantherpilze „vom gleichen Standort stammten“, also aus reinen Laienaussagen (!), folgern die beiden Ärzte sodann „Toxicitätsänderungen“ beim Pantherpilz! Von *Amanita spissa* steht in dem ganzen Artikel kein Wort ... (Weiterer Kommentar überflüssig.) Daß trotzdem eine so angesehene und führende naturkundliche Zeitschrift wie der „Kosmos“ (Heft 9/1949) die Coburger Abwegigkeiten ohne jede Kritik übernahm und sie sogar noch durch das Bild eines offensichtlichen ... *Perlpilzes* illustrierte, ist im Interesse der Pilzaufklärung — man muß schon sagen — äußerst bedauerlich.

So weit die Auswahl von Pilzunsinn aller Schattierungen, wie er in den letzten vier Jahren den deutschen Pressewald unsicher machte. Möge der Leser dadurch zu eigener, verstärkter Wachsamkeit angeregt werden und uns evtl. weitere Belege (mit vollständiger Quellenangabe) übermitteln, damit wir auch diese zu gegebener Zeit „niedriger hängen“. Insbesondere aber sollten die örtlichen Pilzsachverständigen den „Miethes“, „Hügli“ und anderen schreiblustigen Nichtkennern etwas mehr ins Konzept sehen und durch eigene Beiträge mit den verantwortlichen Schriftleitern zusammenarbeiten. *Videant consules ...!*

Professor Dr. Eberhard ULBRICH, Berlin, 70 Jahre alt!

Am 17. September 1949 feierte Prof. Dr. Eberhard Ulbrich, der Leiter der Hauptpilzstelle am botanischen Garten und Museum, Groß-Berlin, seinen 70. Geburtstag, zu welchem ihm alle Pilzkenner und Pilzfreunde vom deutschen Westen und Osten, auch weit über die deutschen Grenzen hinaus, die herzlichsten Glückwünsche entbieten, hat er doch ein ganzes Menschenleben in den Dienst wissenschaftlicher Forschungsarbeit gestellt und auf dem Gebiete der Botanik, besonders aber der Pilzkunde, eine staunenswerte Vielseitigkeit entfaltet. Und zwar durfte er seine Tätigkeit in und um Berlin ausüben, wo er als Sohn des Direktors des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums am 17. September 1879 geboren wurde. Er besuchte das Friedrich-Realgymnasium, das Sophien- und das Köllnische Gymnasium, an welchem letzterem er 1899 sein Abitur ablegte. Von 1900—1905 studierte er Naturwissenschaft an der Friedrich-Wilhelm-Universität; neben Botanik, Zoologie, Geologie, Physik und Chemie noch Meteorologie. Seine Doktor-Dissertation über systematische Gliederung und geographische Verbreitung der Gattung *Anemone* erschien in Englers botanischem Jahrbuch, Bd. 37, 1905. Seit 1. 9. 1900 bis heute war er ununterbrochen am botanischen Museum Berlin-Dahlem tätig; von 1900—1905 als Hilfsassistent, später als planmäßiger Assistent, von 1920 ab als Kustos, 1926 als Kustos und Professor, von 1938 ab als Leiter der von ihm dort geschaffenen und erkämpften Hauptpilzstelle. Außerdem hatte er einen Lehrauftrag zur wissenschaftlichen Aus- und Fortbildung der Lehrerschaft, als Dozent an der Gartenbauschule (Kastnerschule), als Dozent für Botanik und Mitarbeiter beim Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht; von 1925—1930 als Dozent für Botanik bei der Diesterweg-Hochschule in Berlin. Daneben hielt er noch Vorlesungen an der Volkshochschule, nicht zu vergessen die Veranstaltungen der Hauptpilzstelle. Besonders anerkennenswert war es, daß er neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit praktische Pilzkenntnisse durch Führungen, Ausstellungen u. a. ins Volk brachte. Schwere Erkrankung hinderte ihn, seine Veranstaltungen auch 1949 durchzuführen.

Unermüdlich war seine Arbeitskraft, hat er doch im Lauf der Jahre über 400 bedeutende wissenschaftliche Arbeiten und Abhandlungen in Zeitschriften

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für Pilzkunde](#)

Jahr/Year: 1950

Band/Volume: [21_5_1950](#)

Autor(en)/Author(s): Benedix Erich Heinz

Artikel/Article: [Was wir nicht lesen wollen 22-25](#)